

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Dalars Rache.

Von Max Dauthenden

Die Frau des Dalar stand an einer Straßenpumpe in einer der Eingeborenenstraßen von Bombay. Sie drehte den Hahn auf und hielt den Kopf ihres sechsjährigen Knaben darunter und wusch ihn mit den Händen.

Es ist morgens sieben Uhr, und die Straße wimmelt von Indiern, die wie nackte Rudel Rotwild aneinander vorüberziehen. Ziegenherden und Scharen von Truthühnern treiben neben zweirädrigen hohen Lastkarren über das Pflaster. Indier sitzen am Trottoirrand, lassen sich rasieren, die Ohren reinigen und den Leib massieren. Die Straßenfriseur, mit dem Toilettenwerkzeug im Gürtel, und bis auf Gürtel und Turban unbekleidet, hocken neben ihrer Kundschaft am Trottoirrand.

Die Frau des Dalar hatte ihrem Knaben das schwarze Haar blank gestrichen, daß sein Kopf wie der Lackschuh eines Europäers glänzte. Sie öffnete jetzt ihr eigenes Haar und hielt ihren Kopf unter die Straßenpumpe; sie ließ den Wasserstrahl wie einen Glasbolzen aufschlagen, und das Wasser zerplatzte weit im Kreise.

Ein Zebufalb, ein wilder Hund und ein paar Truthühner, die sich um die Pumpe tummelten, kamen herbei und schlürften die Wassertropfen auf. Die zwei indischen Arbeiter in Dalars offener Schneiderbude, welche Turbanbänder und Schleier auf englischen Nähmaschinen säumten, lachten über den spritzenden Wasserstrahl, und Olman, der eine der Gehilfen, rief der Frau des Dalar den Brahmanenspruch zu: „Elida, nimm Dein Haupt in acht, daß es nicht zu Wasser wird unter der Quelle.“ Elida, die Frau des Dalar, antwortete ihm nicht.

Sie schäute aber, als sie ihr schwarzes Haar auswring, und sich aufrichtete, mit der Wimper zuckend, den Knaben zu dem, der gesprochen hatte. Olman legte seine Hand eine Sekunde auf das frische schwarze Haar des Knaben, murmelte ein Gebet über ihn und ließ ihn wieder gehen. Dann beugte er sich demütig und scheu über seine Nähmaschine, tropfte Öl aus der Kanne in die Räder und nähte weiter.

Niemand in der Straße dachte darüber nach, warum Olman den Knaben jeden Morgen segnete. Aber Dalar, der Besitzer der Nähmaschinen, sah jetzt tagelang drüben beim Silberschmied an der Ecke und dachte nach. Er ließ seine Wasserpfeife oft ausgehen, zündete sie wieder an und dachte weiter. Dalar konnte quer über das Gewühl der Zebufarren und über das Gerenne des Basarvolkes und heimlich über die Schulter seines Freundes, des Silberschmieds, hinweg seine Laden beobachten, seine Nähmaschinen, sein Weib an der Pumpe, den Knaben und Olman.

An diesem Morgen, als die Frau mit dem Kind ins Haus gegangen war, wuschte sich Dalar mit der Handfläche den Schweiß von der Stirn, stand auf, schlüpfte mit den Füßen in seine Pantoffel, ging finster in Gedanken fort in das Straßengewühl. Im Geschäftsgetriebe bemerkte niemand bei dem Silberschmied, daß Dalar verschwand. Dalar ging, bis er in eine Gasse vor eine Zeltbude kam.

Vor dem Zeltvorhang sah die rächende Göttin Kali, die Vielarmige, aus Holz geschnitten. Drinnen im Zelte sind die rächenden Todesgötter der Indier aufgestellt, die bei Prozessionen an Festtagen durch die Straßen getragen werden. Vor dem Zelteingang neben der Göttin steht ein großer Viehkaften als Opferstod. Dalar warf ein Silberstück hinein und wünschte sich einen rächenden Gedanken. Er starrte dabei finster auf die hölzerne, schwarze Gestalt der Göttin Kali, die auf einem zitronengelben Tiger sitzt, welchem statt Menschenblut rote Delfarbe um das Maul gemalt ist. Die vielen schwarzen Arme der Göttin schwingen vergiftete Dolche, vergiftete Säbel und vergiftete Speere; sie hält ein ganzes Arsenal blühender Waffen in die Luft. Alles Straßenvolk geht grüßend an ihr vorüber, und aller Indier Augen blitzen für eine Sekunde beim Grüße, wie Raketen in der Nacht. Dalar verbeugte sich dreimal und klatschte in die Hände, um die Aufmerksamkeit der schwarzen Göttin zu erwecken. Daß ihn sein Weib Elida mit Olman betrogen hatte, wußte er jetzt, und er sah es deutlich an dem Kinde, welches Olman täglich äh-

licher wurde. Heute hatte er endlich beschlossen, sich an Elida zu rächen.

Dalar trat in die staubige Tempelbude, um sich einen Tod für sein Weib auszusuchen.

Lange Reihen hölzerner, rot, gelb und grün gemalter Puppen standen drinnen unter dem grauen Zeltuch auf langen Tischen. Da waren Menschen an Marterpfähle gebunden, mit brennenden Pfeilen gespißt; englische Soldaten, welche vom wütenden Elefantengott zerstampft wurden; die Göttin Kali in unzähligen Gestalten auf roten und schwarzen Tigern, Feuer und Pest darstellend; der blaue Affengott, der die Menschenaugen irrsinnig macht mit seinen Grimassen und Verrentungen. Es wurden Menschen von der Rache-göttin zu Tode gepeitscht, der Tiger hielt Verzweifelte in seinen Zähnen und riß ihnen die Gedärme aus der Bauchhöhle. Der gelbe Tigergott hatte grüne Glasugeln als Augen und echte, heilige, zornige Tigerkrallen. Jede mögliche Folter und jeder schrecklichste Tod hatte sein Bild hier. Um das vergossene Blut zu schildern, war an den plastischen Figurengruppen nicht mit Scharlachfarbe, Purpur und Rotel gespart.

Dalar grübelte: Seine Augen liebte die rotgemalten Folterqualen, als stünde er vor den Blumenbeeten in den Gärten des Paradieses. Aber als er die langen Reihen zweimal auf und ab gegangen war und alle Todesqualen am eigenen Weibe nachgeföhlt hatte, fand er unter allen grausamen Todesarten keinen Tod grausam genug für sein Weib. Nicht den roten Tod, das Feuer, das den Menschen zernagen konnte; nicht den schwarzen Tod, die Pest, mit ihren schwarzen Beulen; nicht den blauen Tod, den Wahnsinn, mit seinen verrenkten Grimassen; nicht den gelben Tod, den Tigerhunger, mit den eigenen Därmen im Mause; den Tod, den Dalar für Elida suchte, fand er nicht unter den dreihundertsechzig Todesarten.

Wie von der Göttin getränkt, wollte Dalar schon die graue Tempelbude verlassen. Da — unter dem Zeltausgang blieb sein Turban an einem rostigen Nagel der Zeltstangen hängen, das Turbantuch schlügte auf, und Dalars ganzer Geldvorrat, den er, wie alle ärmeren Orientalen, stets in den Turban gewickelt trug, rollte in hundert Silbermünzen über Schultern, Rücken und Brust an ihm herab, auf die Erde, der vielarmigen Göttin Kali zu Füßen.

Dalar sah und horchte erstaunt auf die klingenden Münzen, als hörte er jedes Silberstück sprechen.

Erleuchtet von einem plötzlichen Gedanken, beugte er sich dreimal tief und ehrfürchtig vor dem Götterbild, verließ dann das Zelt und ließ sein ganzes Geld hinter sich bei der rächenden Göttin liegen. „Die Göttin Kali hat gesprochen!“

„Den grauen Tod, die Armut, wünscht dir die Göttin Kali, Elida!“ Und Dalar nickte ernst und zustimmend, dann verschwand er im Straßengewühl.

Tief in der Nacht, als die grellen Tropensternbilder wie Stachelzäume über den Häusern standen, schlief Dalar an seine Haustür und malte mit ein wenig Indigofarbe einen blauen Kreis an den Türpfosten, zum Zeichen, daß einer im Hause gestorben sei. Dann ging der Mann weiter durch die Nacht. Sein Weib würde am nächsten Morgen glauben, er wäre an der Türschwelle umgefallen und von der englischen Nachtpatrouille als pestoerbüchtig in die Baracken fortgetragen worden. Der Offizier der Patrouille hätte dann das blaue Zeichen, wie gewöhnlich, lakonisch an die Tür gemalt.

Dalar wanderte unter den Ketten der schweren Sterne durch die Nacht. Morgen war der Monatsanfang, an dem die beiden Nähmaschinen dem unerbittlichen englischen Fabrikanten bezahlt werden mußten; morgen war der Monatsanfang, an dem die Hauspacht entrichtet werden mußte. Die armeligen feigen Ladengehilfen konnten Elida nichts nützen. Morgen mußte Olman sich eine andere Stelle suchen, morgen mußte Elida mit ihrem Knaben betteln gehen.

Dalar schritt unter dem Steingewichte der Sterne durch die Nacht, und ihm war, als hätte er alle Arme der Göttin Kali am Leibe, so glücklich fühlte er sich.

Dalar wanderte in dieser Nacht, reich wie die Finsternis, als Pilger zum Berge Abu, um ein Jain zu werden. Die Jains leben dort am Berge nackt und sprechen dem Weibe jede Seele ab.

Mutterrecht auf Formosa.

Von J. B. McGovern.

Mein Aufenthalt unter den amerikanischen Indianern von New-Mexiko, Arizona und Nevada und eine geringe Kenntnis der Eingeborenen der Pazifikinseln, besonders jener von Hawaii und den Philippinen, hatte mich dazu geführt, die Vorstellung aufzugeben, jemals ein echtes Matriarchat (Mutterrecht) unter primitiven Völkern zu finden.

Stämme, die ihre Namen mütterlicherseits ableiten oder in denen die jungverheirateten Ehepaare sich im Stamme der Braut ansiedeln, hat es immer gegeben. Das Vorkommen solcher Stämme innerhalb gewisser primitiver Völker ist schon längst festgestellt. Aber ihr Vorhandensein sagt noch nicht mit Notwendigkeit, daß die Frau vorwiegend die Macht in Händen hat. Ganz das Gegenteil findet in vielen Fällen statt, wie eine genaue Erforschung von Völkern, unter denen solche Sitten vorherrschen, bewiesen hat. Billigerweise sollte jedoch hinzugefügt werden, daß unter solchen Stämmen die Stellung der Frau eine bessere zu sein pflegt als unter den vaterrechtlichen Stämmen. Dort wird der Ehemann mehr oder weniger als Gast, ja als „Fremder“ von den Angehörigen seiner Frau betrachtet, ein Mensch, auf den der Einfluß seines Schwiegervaters und Schwagers eine reinigende Wirkung ausübt, da in matrilinealen Stämmen die wahre Macht gewöhnlich in den Händen des Vaters oder ältesten Bruders der Frau liegt, denen eine völlige Autorität über sie und ihre Kinder zusteht. Es war in Formosa, wo ich tatsächlich matrilinearisch organisierte Stämme fand.

Unter den Baiwans, auch unter dem kleinen benachbarten Stamm der Binumas, scheint das Hauptkingsamt erblich zu sein und von der Mutter auf die Tochter überzugehen, wenn auch über einzelne Gruppen männliche Häuptlinge herrschen. Dies kommt gewöhnlich vor, wenn die alte Königin stirbt, ohne eine Tochter zu hinterlassen. Solche Fälle treten oft genug bei einem Volk ein, bei dem kleine Familien die Regel sind.

Ein ziemlich strenges System der Altersgrade, nach denen der Rang bestimmt wird, scheint bei den Baiwans und Binumas zu herrschen. Je älter ein Mann oder eine Frau ist, desto mehr Verehrung wird ihnen gezollt. Unter den Amis herrscht ein verwickeltes System für die Altersunterschiede. In einigen Gruppen dieses Stammes gibt es zehn Altersunterschiede, in anderen zwölf. Männer und Frauen gleichen Alters genießen die gleichen Vorrechte, während stets den ältesten Leuten die größte Verehrung erwiesen wird. In mancher Hinsicht können die Amis als der demokratischste aller Stämme betrachtet werden, da Altersvorherrschaft, die jeden der Reihe nach einmal treffen muß, eher denn erbliche Rangstufen sowohl Macht wie Vorrang verleiht.

Unter den Taiyals hat jede Untergruppe ihren eigenen Häuptling oder ihre „Häuptlerin“. Bei diesem Stamm scheint jedoch der Rang mehr vom Wahlrecht als vom Erbrecht abhängig zu sein, da die Wahl gewöhnlich auf eine Priesterin fällt, deren Amtshandlungen besonders erfolgreich entweder im Vertreiben des Regentfuehs oder in der Auslegung von Zeichen waren, die zu glücklichen Kopfsjagdexpeditionen geführt haben.

Die Speicher, die die Jahresernte an Hirse bergen, werden ebenfalls von Frauen verwaltet. Diese teilen die täglichen Hirserationen an die Frauen der verschiedenen Familien aus, die zur Stammesgruppe gehören. Der Hirsespeicher scheint eine Art Banngelände für Männer zu sein, wenigstens für die des Taiyalsammes.

Welcher Ursache eigentlich die Frauen der Formoser Ureinwohner ihre Ueberlegenheit verdanken, ist schwer zu sagen. Als Volk haben die Ureinwohner die Stufe der „Haabaukultur“ erreicht, eine Stufe, die sowohl Deniker wie auch andere Forscher scharf von „eigentlichem Ackerbau“, der sich der Pflugschar bedient, unterscheiden. Gewöhnlich ging der Haabau dem Hirtenstadium voraus, während eigentlicher Ackerbau diesem folgt. Sicherlich stimmt diese Richtschnur der Kulturordnung für die Formoser Eingeborenen. Sie haben weder Herden, noch Trag- oder Zugtiere; sie stecken noch durchaus im „Jägerstadium“ der Zivilisation, wenigstens was die Männer betrifft. Die Frauen jedoch bearbeiten den Boden mit einer primitiven, kurz gestellten Hacke und bauen auf diese Weise sowohl Hirse als auch Kartoffeln an. Außerdem verstehen sie die Tabakpflanzungen vom Ankraut zu säubern. Ob nun alle diese Dinge, das Erzielen und Aufbewahren der Lebensmittel, Hirse und Kartoffeln, das Sammeln und Säubern der Tabakblätter, das Bereiten des Weines, die zum Teil den Luxus des Lebens bilden, den Frauen die Vorherrschaft gegeben haben, die sie zweifelsohne besitzen, ist fraglich. Ich selbst neige zu der Annahme, daß das der Fall ist, nach dem Grundsatz, daß, wer über den Beutel verfügt, gewöhnlich auch die Macht hat.

Aber was nun auch die Ursache für die Vorherrschaft der Frau bei den Eingeborenen Formosas sein mag, sowohl im politischen wie im religiösen Leben, die beide eng miteinander verweben sind: das Ergebnis scheint das Glück aller Beteiligten innerhalb der Stammesgruppe nur zu fördern. Streitigkeiten inmitten der Gruppe kommen selten vor. Wenn sie aber doch eintreten, so werden sie fast immer entweder durch die Königin oder Hauptpriesterin allein beseitigt oder von einer Versammlung aller älteren Frauen der Gruppe in der Form von Gegenvorstellungen überwunden. Diebstahl inmitten einer Gruppe scheint bei allen Stämmen unbekannt zu sein, das gilt auch für jene, die man als Freunde der Stammesangehörigen betrachtet. Ihre Treue in der Freundschaft ist geradezu ergreifend, ebenso ihre Zuverlässigkeit bei Versprechungen, die ihnen immer heilig sind.

Weiter ist die strenge Monogamie und die eheliche Treue während der Dauer der Ehe ein auffallender Zug ihrer sozialen Gliederung, der in scharfem Gegensatz zu der Auffassung vieler anderer primitiver Völker steht — wie der Afrikaner, Australier, Mongolen, der meisten Indianer, auch der anderen ozeanischen und malaisischen Völker, vor allem aber der Chinesen und Japaner. Unter all den „Chin-huan“, den „grünen Widern“, jenen, die nicht in nahe Berührung mit den Chinesen und Japanern gekommen sind, wird Ehebruch mit dem Tode bestraft, und ein untreuer Ehemann erleidet die gleiche Strafe wie eine ungetreue Frau. Prostitution ist unbekannt.

Ueber die Besitzrechte unter den „Chin-huan“ ist zu erwähnen, daß alle Glieder dieser Namensgruppe in Gemeinschaft sowohl Jagdgründe als auch die für den Anbau von Hirse, Kartoffeln und Tabak, neuerdings auch von Reis notwendigen Ländereien besitzen. Niemals scheint eine Streitigkeit wegen des Kommunalbesitzes vorzukommen. Es wird als selbstverständlich betrachtet, daß ein jeder, der dazu körperlich imstande ist, an den Jagden teilnimmt und dazu beiträgt, die Gruppe mit Fleisch zu versorgen. Ebenso hält man es für selbstverständlich, daß jede Frau, die nicht krank oder zu alt ist, ihr Teil an Bodenkultur, an dem Einerten und Aufspeichern der Nahrungsmittel auf sich nimmt. Hirse und Kartoffeln werden in besonderen Speichern aufbewahrt und, wie in einem anderen Zusammenhange bereits erwähnt, von Frauen, die die Aufsicht über die Speicher haben, an jedes weibliche Familienoberhaupt nach dem Bedarf der einzelnen Familie ausgeteilt. Der Grundsatz „von jedem nach seiner Fähigkeit, an jeden nach seinem Bedürfnis“ scheint sich erfolgreich und ohne Reibung unter den Eingeborenen zu vollziehen.

Diese China vorgelagerte, aber zu Japan gehörende Insel — von der halben Größe Bayerns — hat besonders in dem gebirgigen Innern noch eine sehr unvollständige und wenig erforschte Bevölkerung, die leider im Aussterben begriffen ist. Um so verdienstlicher ist es, daß eine Engländerin, Janet B. McGovern, die jahrelang auf der Insel in japanischen Diensten tätig war, die Eingeborenen beobachtet und geschildert hat. Ihr sehr interessantes Buch „Unter den Kopflägern auf Formosa“, dem wir den Abschnitt über das Mutterrecht entnehmen, ist in deutscher Uebersetzung bei Strecker u. Schröder in Stuttgart erschienen.

Warum haben die armen Leute Tiere?

Von Max Hayek.

Die armen Leute haben wenig zu essen, wohnen in dunklen Zimmern und sind schlecht gekleidet. Sie haben wenig Freude und sie mitteillosen den anderen Menschen, namentlich den reichen. Sie fühlen, daß sie von den reichen Menschen nicht gerade gern gesehen werden, daß die reichen Menschen ihre Gesellschaft meiden, wenn es nur irgend möglich. Sie wissen, daß der Reichtum und die Arbeit feindselige Geschwister sind, die sich nicht leiden mögen, sie wissen, daß die Liebe den schmalen Pfad vom Reichtum zur Armut nur selten und ungern geht, und meist mit verhällten Augen, die wenig sehen wollen. Ja, die Liebe will der Armut niemals tief genug in die Augen sehen, die Liebe der reichen Menschen. Es genügen ihr flüchtige Blicke — sie sieht gerne wieder fort —, in freundlichere, hellere Augen hinein. Denn Reichtum liebt Reichtum. Und zwischen den Reichen und den Armen schwingt wenig oder gar keine Liebe.

Warum also haben die armen Leute Tiere? Ein Hündlein, ein Kästchen, ein Vögelchen, ein Hühnchen, ein Kaninchen, ein Meerschweinchen, eine weiße Maus? Sie haben doch selbst wenig zu essen, die armen Leute! Warum noch die Obsorge für ein anderes Geschöpf Gottes übernehmen?

Die armen Leute haben Tiere, weil sie etwas auf der Erde haben müssen, dem sie Liebe geben können! Zu jeder Zeit! Sie müssen etwas haben zur Aufnahme jener Liebe, die sie den reichen Menschen nicht zuwenden können! Ja, diese Liebe, die den anderen Menschen gelten soll, geben die armen Leute den Tieren! Denn sieht, die Tiere sind wahrhaft sozial, sie lieben die armen Leute ebenso sehr, wie sie die reichen Leute lieben! Sie sind immer fröhlich, immer treu, immer hingegeben und fragen nicht, ob ihr Besitzer goldene Ringe trägt oder unreine Wäsche: sie lieben ihn, wie er ist und nehmen seine Liebe allzeit dankbar auf. Sie freuen sich mit den Armen, sie erheben ihn die Stube. Ihnen darf er Liebe geben, wann immer er will: sie sind da. Sie verachten ihn nicht, sie lassen ihn nicht merken, daß er arm sei und deklassiert. Sie geben ihm das freudige Gefühl des Herrtums und beschenken ihn mit Würde. Sie blicken zu ihm auf als zu ihrem Ernährer, sie sehen ihn mit heiteren, treuerzigen Augen an, sie sind unbedingte ergeben. Ihre Liebe ist unerschöpflich, und die Lieblosigkeit der Armen ist ihnen ein immer neues Glück und Geschenk. Hier kann der Arme freigebig sein.

Geldnarren.

Die Narren freut nichts in der Welt,
es sei denn, daß es schmed' nach Geld.
... Geldnarren, die sind überall
so viel, daß man nicht find't ihr' Zahl,
die lieber haben Geld denn Ehr.

Sebastian Brant.

An der Kirchhofsmauer.

Von Karl Fischer.

Die Tage waren heiß gewesen zum Hinsinken. Noch in der Nacht glühten die Häuser und strömten ihren Gifthauch in die Straßen der Stadt. Und in den Straßen stank es nach Schmutz und Schweiß.

Nur auf den Feldern draußen vor der Stadt war man am Abend befreit von dem Druß und dem Dumpfen, das um Häuser und Hölse sich duckte. Aus den Kronen der vielen Bäume kam eine köstliche Kühle. Hier hing der Horizont wunderbar weiß über der dürren, durstenden Erde, und alles war blau, und kluge Sterne am hellen Himmel.

Ueber der Stadt jedoch im Hintergrund lag ein Dunst, wie ein langer, grauschwarzer, gefährlicher Saß. Ab und zu klang aus der Stadt, gedämpft und dumpf, Geschrei, Geräusch, der gedehnte Pfiff einer Lokomotive. Hier draußen auf den Feldern aber war Frische und Friede und Ruhe ringsum.

Hans Schettler war in die kühle Weite gewandert und hatte sich schließlich auf den Rand eines ausgetrockneten Grabens gesetzt, ganz eng an eine Kirchhofsmauer geschmiegt. Dieser Kirchhof war wie ein alter, prächtiger Park mit vielen breiten, buschigen Bäumen und über die Mauer wehte es aus dem grünen Gewirr wie aus einer Grotte, von deren Wänden winzige Wasser, belebend und belustigend, sich winden.

Mit einmal klangen Schritte und kamen näher.

Ein Liebespaar, Leib eng an Leib, wie zusammengeschmiedet von Liebe und Lust.

Sie gingen auf der anderen Seite des Grabens und sahen nicht im Schatten der schwarzen Mauer Hans Schettler sitzen.

Der Mann wollte sich mit seiner Liebsten auf das Gras des Grabens legen.

Doch sie wehrte ab, widerpenstig und unwillig.

„Nein, nein! Es kann wer kommen und uns sehn. Was soll'n die Menschen denken!“

Er stand ein Weilchen zögernd, dann zog er sie hin zu einem Pförtchen in der Mauer, blickte auf, umklammerte ihren Körper und schob das Mädchen, das nun nicht widerstrebte und ein wenig taumelte, durch die Tür.

„Komm Schatz! Sehn wir auf'n Kirchhof, da kommt keiner. Da sind schöne Bänke . . .“

Die nächsten Worte konnte Hans Schettler nicht mehr hören, nur das Knirschen des Kieses unter ihren Füßen.

Dann war auch dieses Geräusch wie plötzlich ausgerissen. Sie waren gewiß nicht weit gegangen, sondern hatten sich auf die nächste Bank gesetzt.

Und Hans Schettler sah und sann und dachte, das Leben und die Liebe kommt zu den Toten. Er dachte, wie doch immer und ewig in einem Zirkel, dem sich niemand entziehen kann, Leben, sowie Lust, Leben zu zeugen und Tod, Grab und Wiege zum Greifen nahe beieinander wohnen. —

Und plötzlich schrie das Weib auf dem Friedhof, einmal, zweimal. Orell und gellend zuerst und dann gedämpft und gurgelnd.

Hans Schettler sprang auf und stürmte nach der Pforte in der Mauer. Furcht, wie Fieber soltete ihn, der Mann habe das Leben von ihr gefordert.

Da stürzt der Mann heraus.

Hans Schettler packt ihn am Arm.

„Mann! Mann!“

Seine Stimme klingt rau, rissig.

Jener steht bestürzt, verstört.

„Mann! Mann!“

„Es hat sie ganz plötzlich gekriegt. Wie wir so, so zusammen waren, fällt sie von der Bank. Ich denk' Ohnmacht. Aber es wird wohl Schlaganfall sein. Sie wird wohl tot sein!“

„Mann! Mann!“

„Ich lauf schnell zum Arzt. Hier wohnt einer nicht weit. Ich weiß wo! Der muß kommen! Vielleicht ist sie noch nicht tot. Nein, nein . . .“

Dann reißt er sich los und läuft, läuft . . .

Hans Schettler sah ihm nach, und alles schien ihm so sinnlos.

Noch immer schüttelte es ihn, aber schließlich überwand er alle Scheu und schlich durch die Pforte auf den Friedhof. Er brauchte sich nicht lange bemühen. Neben der Bank am zweiten Quersweg fand er sie, die Finger, in ein Kindergrab gekrallt, der Mund halb offen, als habe der Körper nach dem zweiten Schrei nicht mehr die Kraft besessen, ihn zu schließen. Die Augen von den Lidern beschattet. Das Gesicht, halb Verzückung, halb Verzweiflung.

Hans Schettler sah den Puls und fühlte keinen Funken. Das Feuer des Lebens war verflattert.

Langsam löste er sich und traurig tastete er sich zurück zur Pforte. Seine Füße waren so schwer, als wären sie von Schlingen gefesselt.

Auf der Straße nach der Stadt kamen ihm Stimmen entgegen, „Wir sind bald da, Herr Doktor! Nur noch ein Stückchen. Hier is es gleich.“

Hans Schettler aber ging auf leisen Sohlen an die Seite in das Dunkel unter den Bäumen.

Der Lebenslauf der Mark.

Unsere Mark, die einst so stolze Münzeinheit des Deutschen Reiches, ist auf ihrem Leidensgange jetzt auf einem noch schwer zu überbietenden Tiefstand des Wertes angelangt, und uns bleibt nur noch die Hoffnung, daß sie dereinst aus ihrem traurigen papierernen Dasein zu einem besseren, wertbeständigeren, dauerhafteren Leben auferstehen möge. Verfolgen wir den Lebenslauf der Mark bis zur Wiege zurück, so gelangen wir zu jenen Uransängen des Münzwesens, da man überhaupt noch nicht mit geprägten Münzen begahlte, sondern alle möglichen wertvollen Gegenstände als Geld galten, Vieh, Pelze usw. Unter diesen als Geld dienenden Dingen gewann bald das Metall eine hervorragende Stelle, weil es sich am besten für diese Zwecke eignete, und es wurden daher metallene Gegenstände als Zahlungsmittel benutzt, so z. B. bei den alten Germanen Arm-, Bein- oder Halsringe. Daneben aber verwendete man auch Metall in rohem Zustand, wie dies aus dem alten Rom überliefert ist und uns in dem sogenannten Hadfsilber germanischer Funde entgegentritt. Das Hadfsilber bestand aus rohem Gufstücken, die mit der Hade gerleinert wurden, und als dann später in Europa des Mittelalters das von den Römern übernommene Münzweesen mehr und mehr der Zerrüttung anheimfiel, da ging man wieder zu der Form des Rohmetallgeldes über, indem man Rohsilber oder Silberbarren als Zahlung benutzte. Man wog sich das Edelmetall gegenseitig zu, um nicht durch schlechtes Gewicht betrogen zu werden, und dafür gebrauchte man, das alte römische Pfund von 12 Unzen, das den Namen Mark erhielt. Statt der bis dahin üblichen Pfennige erschienen nach dem Jahre 1000 Angaben von Geld, das als die gebräuchliche Silbermark bezeichnet wird, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich dabei um zugewogenes Silber oder Gold handelte. Die Mark war also damals ein Gewicht, das zunächst dem römischen Pfund von 12 Unzen entsprach; bei den Franken aber wurde dieses Gewicht bereits auf zwei Drittel verringert, nämlich auf 8 Unzen oder 16 Lot, und um einer weiteren Verringerung vorzubeugen, drückte man den Gewichtstücken ein Zeichen auf, eine Marke, die dem Gewicht den Namen gibt. Zum erstenmal kommt „Marca“ für ein Geldgewicht im Jahre 1042 vor. In diesem durch mehrere Jahrhunderte dauernden Geldverkehr in Silbermark herrschte große Unsicherheit, weil sehr verschiedene Gewichte unter diesem Namen gingen. So war z. B. die Wiener Mark 280 Gramm schwer, die von Troyes 246 Gramm. Eine allgemeine Geltung erlangte allmählich die kölnische Mark, die 233, 285 Gramm wog und deren ältestes Exemplar in Köln aufbewahrt wird. Diese kölnische Mark wurde eingeteilt in 8 Unzen, 16 Lot, 64 Quentchen, 256 Pfennige, 512 Heller, 4020 kölnische As und 4352 Eichen. Sie ist deshalb von besonderer Bedeutung geworden, weil sie 1816 für die preussische Mark- und Gewichtsordnung zur Grundlage genommen und 1830 in Leipzig eingeführt wurde; sie diente auch von 1837 bis 1857 als Münzmark der Zollvereinstaaen.

Nach dem größeren oder geringeren Grad der Reinheit, in der das Silber sich in den verschiedenen Markgewichten befand, unterschied man verschiedene Mark nach dem Silbergehalte. In Augsburg war die Mark z. B. 12lötig, in Wien lange Zeit 13lötig usw. Zur Verbürgung des Feingehaltes wurden die Gufstücken mit einem Zeichen versehen und hießen dann gezeichnete oder — in niederdeutschen Urkunden — „geteknete“ Marken. Man unterschied zwischen der „feinen“ Mark, die aus reinem unermischtem Gold oder Silber bestand, zwischen der „rauen“ Mark aus legiertem Edelmetall und der „lötigen“ Mark, die zwar nicht ganz rein war, aber keinen absichtlich beigegebenen Zusatz unedlen Metalls enthielt. So bildete die Mark, die zunächst nur ein Gewicht darstellte, frühzeitig einen Geldwert und wurde zu Geld ohne direkt als Münze geprägt zu sein. Die Mark enthielt so viele Silberpfennige als aus einer Gewichtsmark von gesetzlicher bestimmter Feinheit geprägt wurden. Wenn aber nun die Pfennige außer Kurs kamen, so wurde doch die gleiche Anzahl Pfennige, die früher die Mark ausgemacht hatte, als eine „Mark Pfennige“ angesehen, und da es zu schwierig war, von der Silbermark soviel abzuschlagen, als man für kleinere Zahlungen bedurfte, so wurden die außer Kurs gesetzten Pfennige weiter als Teile einer Mark behandelt. Es ist dies das sogenannte „Mark-Gewegene“, bei dem man ältere ihres Geldcharakters entkleidete Münzen nach dem Markgewicht zuwog. In der „Kipper- und Wipperzeit“, in der eine gewaltige Münzverschlechterung einsetzte, wurde das Markgewicht immer geringer, und der Geldbegriff der Mark ging mit dem Gewichtsbegriff so völlig auseinander, daß man in einzelnen Staaten die Geldmark als Münzeinheit einführt, obwohl sie an Wert tief unter dem Gewicht der Silbermark stand. Diese Markrechnung wurde zuerst in norddeutschen Staaten, wie Hamburg, Lübeck, Holstein und Schleswig üblich, und zwar wurde die Mark in 16 Schillinge à 12 Pfennige geteilt. Diese „Mark Kurant“ enthielt $\frac{1}{2}$ Taler preussisch oder 12 Silbergrößen. In anderen Teilen Deutschlands war in dieser Zeit der Kleinstaaterei die Mark gleich $\frac{1}{2}$ Taler, während die Hamburger Großkaufleute Einigung des Deutschen Reiches ein Ende gemacht, in dem die Mark Feinsilber gingen. Diesem Mark-Wirrwarr wurde dann mit der Iniquität des Deutschen Reiches ein Ende gemacht, indem die Mark als Münzeinheit angenommen wurde.

Wissen und Schauen

Die Frauentracht des Priesters. Der Priester der römischen und griechischen Kirche ist noch heute sogleich an seinem langen Gewande zu erkennen, und auch die Geistlichen anderer Religionen, wie der protestantischen Prediger und der jüdischen Rabbiner, legen wenigstens beim Gottesdienst einen langen Talar an. Diese Tracht ist vermutlich aus einer ursprünglichen Verkleidung als Frau hervorgegangen, wie sie der Priester bei primitiven Völkern und auch bei manchen Kulturvölkern des Altertums zu tragen pflegte. So wissen wir, daß sich im alten Vorderasien die Priester der Ägypte und der Ästare als Frauen zu verkleiden pflegten, daß die Priester des ursprünglich wohl phönizischen, aber über die ganze alte Mittelmeerkultur verbreiteten Herkulesdienstes gleichfalls weibliche Kleidung trugen, und ebenso berichtet Tacitus von den Germanen, daß der Oberpriester des Nahanarwaflammes in Frauenkleidern ging. Heute kommt die gleiche Sitte noch bei vielen Stämmen in Nord- und Südamerika vor, ebenso herrscht sie auf den mitronessischen Inseln und bei den Aenai in Nordostsibirien. Vermutlich ist dieser weitverbreitete Brauch ein Ueberbleibsel aus mutterrechtlicher Zeit, in der das Priesteramt vornehmlich den Frauen zufiel; eine Sitte, die noch später mannigfache Nachwirkungen hatte, wie etwa bei den alten Germanen Frauen mit Vorliebe priesterliche Funktionen versahen und in Griechenland wenigstens einzelne wichtige priesterliche Aufgaben, wie das Orakel von Delphi, durch Frauen verrichtet wurden. Ansätze zu einer priesterlichen Betätigung der Frau finden sich übrigens schon bei Völkern, die die mutterrechtliche Stufe noch nicht erreicht haben; so gelten bei manchen australischen und sibirischen Jägerstämmen Frauen zauberkräftiger als Männer, wohl weil sie bei weitem erregbarer sind, schärfer beobachten und mehr zur Hysterie neigen als Männer, was sie besser zum Priesterberuf disponiert. Daher gelten auch bei Naturvölkern besonders invertebraten, sich selbst als Frauen fühlende Männer, für geeignet zum Priesterstand. Sie legen beim Eintritt in diesen Beruf darum weibliche Tracht an, und wechseln mit ihr auch ihre Lebensgewohnheiten, indem sie sich vollständig wie Frauen benehmen. Die Ägypterpriester des Altertums schritten im Bestreben, ihren männlichen Charakter abzulegen, sogar bis zur Selbstentmannung, und einen Rest dieses Geschlechtswandels stellt noch das Zölibat der katholischen und buddhistischen Geistlichen dar.

Himmelskunde

Die Atmosphäre unseres Nachbarplaneten Venus. Man hat immer geglaubt, daß die Gashülle, die die Venus umgibt, von ähnlicher Beschaffenheit wie die irdische Luft sei, zumal da diese Annahme durch die Beobachtungsergebnisse berühmter Astronomen wie Vogel, Rheiner u. a. bestätigt zu werden schien. Auch der hohe Glanz dieses prächtigen Planeten deutete darauf hin, daß die Sonnenstrahlen von einer Wolkendecke zurückgeworfen werden. Vor kurzer Zeit ist nun auf dem Mt. Wilson-Observatorium eine eingehende photographische Untersuchung des Venuspektrums vorgenommen worden, wobei man zu dem überraschenden Ergebnis kam, selbst unter den günstigsten Beobachtungsbedingungen keine Spur von Wasserdampf oder Sauerstoff auf dem Planeten entdecken zu können. Danach müssen wir eine vollständige Uenderung der Anschauungen über unseren Nachbarplaneten vornehmen, doch wäre es völlig verfehlt, wollte man schon jetzt eine neue Theorie der Venusatmosphäre aufstellen; denn die bisherigen Untersuchungen haben nur ein negatives Ergebnis gezeigt, sie haben nämlich bewiesen, daß wir augenblicklich fast noch gar nichts über die Zusammensetzung dieser Atmosphäre sagen können. Ganz im Unklaren sind wir auch noch über die Venusmeteorologie, da diese außer von den Bestandteilen der Atmosphäre von der Umdrehungszeit um die eigene Achse abhängig ist. Ueber die Geschwindigkeit dieser Rotation wissen wir genau so wenig, wie über die Atmosphäre, und auch die neuen Messungen auf dem Mt. Wilson-Observatorium können in dieser Frage keine Klarheit schaffen. Damit stürzen auch alle Annahmen über Feuchtigkeit der Luft, Niederschläge, Pflanzenwuchs und Lebensdauer der Organismen auf der Venus in sich zusammen. Die Behauptung jedoch, daß das Sonnenlicht von Wolken zurückgestrahlt werde, läßt sich kaum widerlegen. Sie wird mit den neuesten Beobachtungsergebnissen am besten durch die Annahme in Einklang gebracht, daß die zurückstrahlende Decke aus sehr hohen, zirkulanten Wolkenschleieren gebildet wird.

Vom Menschen

Die mangelnde Behaarung des Menschen. Als einer der größten Unterschiede gegen die sonstige Säugetierwelt fällt die Haarlosigkeit, oder besser gesagt, geringe Behaarung des menschlichen Körpers auf. Sie tritt aber nicht als scharfe Grenze auf, denn auch viele Affen zeigen nackte oder wenig behaarte Körperstellen. Naht ist die Brust des Gorilla, der Kehlsack des Orang-Utan, die auffallenden Stellen der Paviane, sowie das Brustdreieck des Dscheloda und andere Körperteile bei verschiedenen Affen. Man darf also nicht annehmen, daß der Gebrauch der Kleidung oder des wärmenden Feuers die Abnahme der Behaarung beim Menschen veranlaßt hat. Vielleicht spielen besondere Eigentümlichkeiten der Nervenfäden hier eine Rolle. Es gibt unter den Menschen Völkerschaften, die trotz der mangelnden Behaarung fast ohne Kleidung einem unwirtlichen Klima Trost bieten. Am bekanntesten sind wohl die Feuerländer im südlichsten Südamerika. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt dort $5\frac{1}{2}$ Grad Celsius, so daß Tage unter

Ruß im Winter die Regel sind. Trotzdem kennt der Feuerländer kaum ein Kleidungsstück. Man hat bei den Feuerländern eine ganz bedeutende Steigerungsfähigkeit der Wärmezeugung gefunden; manche wollen festgestellt haben, daß die Wärmezeugung auf der Haut des Feuerländers das Fünffache des Mindestwertes betragen kann. Es wäre interessant, zu erfahren, worauf diese uns abgehende Fähigkeit beruht.

Völkerkunde

Beduinische Gastfreundschaft. Wenn man das Zelt eines Beduinen betritt, so wird zunächst der schönste Teppich des Hauses unter die Füße des Gastes gebreitet. Es folgen dann Begrüßungen, die eine Viertelstunde währen. Der Hausherr fragt sieben- oder achtmal: „Wie geht es dir?“, worauf man ebenso oft ein verbindliches „Gott sei Dank, gut“ zur Antwort gibt. Dann folgt die Frage nach dem Beruf, dem Tagesverdienst und den Familienverhältnissen des Gastes. Inzwischen bereitet das Weib, das beim Eintritt des Fremden sofort verschwunden ist, nebenan den Kaffee. Das Zelt füllt sich mit halbnackten, schmutzstarenden Kindern, mit Nachbarn und Neugierigen, die herbeigeeilt sind, den europäischen Gast zu besichtigen. Das Weib bringt dann den Kaffee und wirft dabei einen verstoßenen Blick auf den Fremden, verschwindet aber sofort wieder. Die Frauen werden überhaupt nicht zur Unterhaltung zugezogen, mit Ausnahme der alten, wobei erwähnt sein mag, daß die Beduinin schon mit dreißig Jahren als alte Frau gilt. Nichts ist im übrigen trauriger als das Leben, das diese Frauen zu führen gezwungen sind. Mit zwölf Jahren wird das Mädchen schon die Gattin eines Mannes, der sie gekauft hat, als wenn er im Bazar ein paar Pantoffeln ersteht. Mit fünfzehn Jahren ist die Frau schon Mutter von zwei oder drei Kindern. Im allgemeinen geht die Frau nicht einmal in die Moschee, denn Gott will es nicht. Nach dem Religionsbegriff der Mohammedaner dient sie ausschließlich dem Zweck, Kinder zu gebären. Dafür wahr! aber der Beduine seiner Lebensgefährtin auch unweigerlich die Treue. Den Ehebruch kennt man nicht.

Naturwissenschaft

Eineiige Zwillinge. In Köschitz bei Eggenburg hatte ein Leser der „Blätter für Naturkunde und Naturschau“ Gelegenheit, ein neugeborenes Kalb mit zwei Köpfen zu sehen. Das Kalb war damals zwei Tage alt, sehr kräftig entwickelt und hatte einen Hals mit zwei Ohren, von hier vollständige Teilung in zwei Köpfe, also vier Augen und zwei normal entwickelte Schnauzen. Der Doppelkopf war äußerst schwer und lag bewegungslos am Boden. Durch das eine Maul versuchte man die Ernährung. Zu derselben Zeit wurde im niederösterreichischen Landesmuseum in Wien ein junger Feldhase mit doppeltem Hinterkörper (vier Beinen) eingeliefert. Alle diese Mißgeburten sind unvollständige Entwicklungen, sogenannte „eineiige Zwillinge“. Im Falle einer Doppelbefruchtung eines Eies entwickeln sich zwei Keime, die bei normalem Ablauf jenen Zwillingenfall ergeben, in dem die beiden Teile einander zum Verwechseln ähneln (gelegentlich bei menschlichen Zwillingen). Erfolgt die Isolierung nicht vollständig, dann entsteht die Erscheinung der „flamesischen Zwillinge“. Und auch hier gibt es natürlich, wie die Beispiele zeigen, gewisse Abstufungen.

Münchhausens Pferdetur.



Die arme deutsche Rosinante wird dank Poincarés Operation nicht mehr mehr kalt; sie kann das Banknotenfutter nicht verdauen.